

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 6

Artikel: Der bronzene Kinderschuh
Autor: Camenzind, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Otto Camenzind

In unserem Literarischen Wettbewerb, der einen erfreulich starken Widerhall gefunden hat, sind die Würfel gefallen. Die Jury hat einstimmig Iwan Jucker, Küsnacht, für seine Kurzgeschichte «Eines Nachmittags in der Villa» den ersten Preis in der Höhe von zweitausend Franken zugesprochen. Der zweite Preis mit achthundert Franken wurde dem Feuilleton «Der bronzene Kinderschuh» von Otto Camenzind, Alpnach-Dorf, zuerkannt. Eine Anzahl weiterer Geschichten wurde angekauft und wird im Laufe der Zeit im «Schweizer Spiegel» veröffentlicht werden. Wir gratulieren allen, die in dieser oder jener Form ausgezeichnet wurden, danken aber auch den andern, die für einmal leer ausgingen, für das Mitmachen, das ja auch hier wichtiger ist als das Siegen. An sich war vorgesehen, gleichzeitig mit dieser Ankündigung die erstprämierte Arbeit zu publizieren. Das von Iwan Jucker behandelte Thema passt aber besser in die Weihnachtszeit, so dass wir diese Geschichte auf die Dezember-Nummer zurückstellen. Heute drucken wir die mit dem zweiten Preis geehrte Arbeit von Otto Camenzind ab.

Wir wunderten uns über die Hartnäckigkeit der Alten, mit der sie alle Augenblicke hinausging und die Lampe über dem Eingang löschte. Immer wieder kam einer, der ihre Hausordnung nicht kannte und das Licht brennen liess. Traf sie einen Offizier, so sagte sie ihm mit ängstlicher Höflichkeit, er möchte veranlassen, dass die Soldaten immer die Aussenlampe löschten. Einmal wagte sie sich zu uns herein und brachte dasselbe Anliegen vor. Wir versprachen ihr, den Wunsch zu erfüllen, hatten aber so viel zu tun, dass wir uns in der Folge nicht um die Lampe kümmern konnten.

Wir hatten unser Büro zusammen mit der zweiten Kompanie im ehemaligen Sprechzimmer eines Arztes. An den Wänden standen etliche weisse Schränke mit Glastüren, hinter denen ärztliche Instrumente, Kolben und Massbecher durch ihre verstaubte Verlassenheit beeindruckten. Die von der Zweiten waren vor uns hier gewesen und hatten uns lediglich einen Tisch mit drei Stühlen übriggelassen, ein Angebot, das bei weitem nicht unserem Bedarf entsprach. Mein Fourier und ich wurden durch den Lärm derer von der zweiten Kompanie so in unserer Arbeit gestört, dass wir uns wiederholt resigniert und grimmig anblickten. Sie hatten heute einen schweren Unfall gehabt und mussten nun eine Menge zusätzlicher Arbeit leisten. Alle Augenblicke traten Offiziere und Soldaten herein und verlangten oder brachten irgendwelche Berichte zum Unfall. Sie hatten einen Mann zusätzlich aufs Büro genommen,

offensichtlich ein Spezialist im Maschinenschreiben, der jetzt ununterbrochen in rasender Schnelligkeit Rapporte auf die Blätter hämmerte. Ich sagte zum Fourier, in der Villa müssten doch noch andere Zimmer leer stehen, es sei niemand zu sehen ausser der Alten. Als sie wieder einmal draussen vorbei ging, erhob ich mich, trat zu ihr hinaus und schilderte ihr unsere ungemütliche Lage. Der Bericht über den Unfall verfehlte seine Wirkung nicht. Die Frau schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen und rief:

«Ach, die arme Frau! – Oder ist er ledig?»

Ich sagte, dass er ledig sei, worauf sie etwas beruhigt hinzufügte: «Wenigstens das nicht!»

Dann lud sie mich ein ihr zu folgen. Sie ging bis ans hintere Ende des Ganges, wo er sich zu einer Art Halle im Zentrum des Hauses verbreiterte und von wo aus etliche schwere Nussbaumtüren in die umliegenden Räume führten. Rechts führte eine etwa zwei Meter breite Stiege mit protzigem Geländer ins obere Stockwerk. Hier stieg die Frau hinauf. Kaum hatte sie einige Tritte erklommen, wandte sie sich nach mir um und bot mir mit vornehmer Geste ihren Arm:

«Entschuldigen Sie, ich habe mit dem Atem zu tun. Ich wohne den ganzen Tag unten. Nur am Abend gehe ich zum Schlafen hinauf. Ich brauche immer einige Minuten bis ich oben bin.»

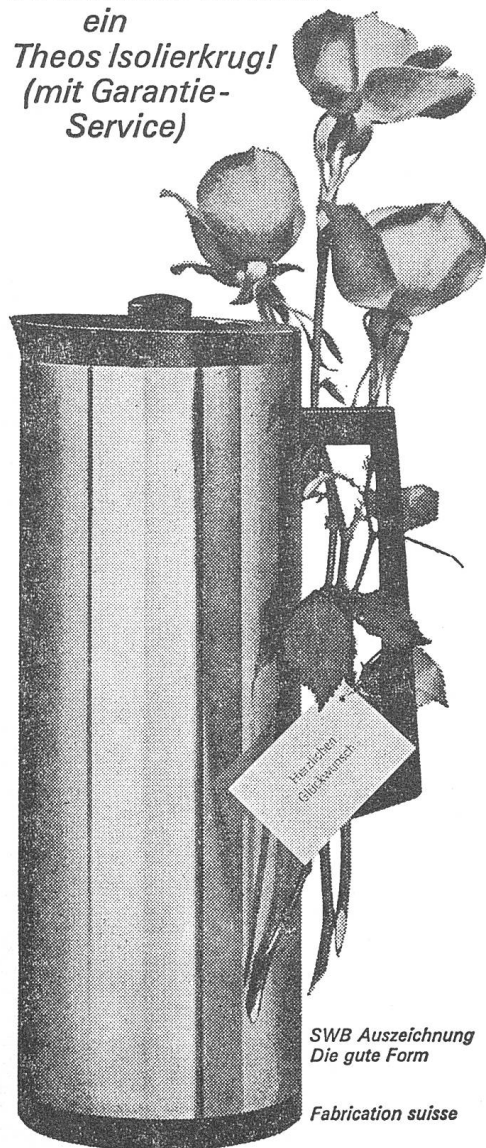
«Sind Sie denn ganz allein in dem Haus?», fragte ich etwas ungläubig.

Theos

*Der Theos Krug hält Ihre
Getränke 12 Stunden heiss
oder 2 Tage lang kalt.*

*Ob klassisch oder modern, ist
er in Form und Finish unerreicht.*

*Darum
Ihr nächstes Geschenk
ein
Theos Isolierkrug!
(mit Garantie-
Service)*



«Ja, ich will allein sein. Ich bin immer allein seit dem Tod meines Mannes. Aber Herr Allemann hat so angehalten, ich möchte eine Nacht Soldaten ins Haus nehmen, dass ich nicht nein sagen konnte.»

«War ihr Mann Arzt hier im Haus?»

«Ja! Siebenundvierzig Jahre war er hier Arzt, ein guter Arzt, ein sehr beliebter Arzt.»

Während des Gesprächs hatte ich die Frau hinaufgeführt. Sie öffnete die erste Türe rechts neben der Stiege und zeigte mir einen Raum, welcher Wohnzimmer, Büro und Salon zugleich gewesen sein konnte. Es standen Möbel darin, die allen drei Zwecken hätten dienen können. Ich dachte, dass man nach dem Tode des Arztes verschiedene Möbel hier abgestellt hatte; ihre Verteilung war mehr zufällig als zweckmässig. Der Raum war gross und hatte zwei erkerartige Ausbuchtungen. An der Decke hing ein Kristalleuchter.

«Ich wohne nicht mehr hier seit damals. Sie können es wohl benutzen für diese Nacht, nur müssen Sie mir immer die Lampe unten am Eingang löschen.»

Ich dankte der Frau für ihr Angebot. Mehr und mehr bewunderte ich an ihr die vornehme Redeweise und die überlegten, beherrschten Bewegungen der Hände. Es kam mir vor als hätte sie Angst vor den Militärpersonen im Haus. Hie und da flackerte ihr Blick unstat und wie irr über die Wände, ruhte aber immer wieder still in sich und schien sich auf etwas in ihrem Innern zu konzentrieren.

Als wir hinuntergingen, fragte ich, ob sie Kinder habe.

«Wir haben eine Tochter, ja! Aber sie ist verheiratet. Sie wohnt in Bern. Sie besucht mich ab und zu.»

Unten löste sie ihren Arm aus dem meinigen und verschwand schnell und ohne ein weiteres Wort durch eine der vielen Türen.

Wir trugen unsere Kisten und Papiere hinauf in den Salon, wo wir uns erst einmal auf die Fauteuils warfen und einen Moment die Ruhe genossen. Wir waren glücklich, dass sich alles

so leicht und so vorteilhaft gelöst hatte. Später musste der Fourier weg. Ich legte mich aufs Sofa und versuchte etwas zu schlafen. Heute würden wir doch die ganze Nacht durcharbeiten müssen. Ich dachte an die Frau Doktor und ihr seltsames, einsames Leben in dieser grossen Villa. Dabei kam mir in den Sinn, dass es wenig höflich war, mit meinem Militärgewand auf dem Sofa zu liegen. Ich erhob mich. Mein Blick fiel dabei auf eine geschnitzte Truhe, welche in einem Erker stand.

Auf dieser Truhe stand der bronzene Kinderschuh.

Ich hielt ihn zuerst für einen wirklichen Kinderschuh aus Leder, so täuschend ähnlich sah er aus. Lange betrachtete ich ihn, nahm ihn dann in die Hände und drehte ihn nach allen Seiten. Er war das Abbild eines ausgestretenen Schuhs eines etwa dreijährigen Kindes. Ich fragte mich, wie ein solcher Schuh in Bronze gegossen werden konnte? Jede geringste Beschädigung des Leders war im Guss erkennbar. Vor allem vermochte ich nicht einzusehen, wie das lose in den Ösen hängende und zum Teil zerknüpfte Band aus dem Negativ herausgenommen werden konnte.

Wie ich den Kinderschuh betrachtete, dachte ich an das Kind, welches das Modell des Abgusses einmal getragen hatte. Ich sah das Kind auf einem Gartenweg unten im Park stehen. Die Sonne schien mir in das Bild meiner Vorstellung. Das Kind trug nur den einen Schuh; der andere stand verloren etwas abseits im Rasen. Ich sah einen leutseligen Herrn – den Arzt – des Weges kommen. Er schalt gutmütig mit dem Kind, hob es auf sein Knie und zog ihm den verlorenen Schuh an. Dann tauchten in mir Bilder auf von einem glücklichen Familienleben, aber diese Bilder wurden überschattet von Ahnungen über irgendwelche Vorgänge, welche dieses Glück zerstörten. Denn dieser Kinderschuh machte mich betroffen und traurig. Gehörte er der Tochter der Frau Doktor?

Lange hielt ich den Schuh in Hän-

den. Kopfschüttelnd legte ich ihn auf die Truhe zurück und setzte mich hinter meine Arbeit.

Gegen halb acht Uhr ging ich hinunter und fragte die Frau Doktor, ob ich ihr privates Telefon benutzen könne. Nach dem Gespräch klopfte ich erneut bei ihr an und wollte die Kosten begleichen. Dabei sah sie, dass die Lampe über dem Eingang wieder einmal brannte. Sie bat mich hinzugehen und zu löschen. Als ich zurückkam, stand sie immer noch in der Tür zu ihrem Wohnzimmer und lächelte mir dankbar zu. Ich sagte, sie dürfe es nicht als Böswilligkeit auffassen; eine brennende Lampe sei für uns eben ein Vorteil. Im Dunkel fänden sich die Leute, welche das Büro suchen müssten, nicht zurecht. Tröstend fügte ich hinzu, dass die Armee ihr für jede Lampe eine Entschädigung ausrichten werde. Diese Mitteilung beruhigte sie offensichtlich.

Bei der Stiege blieb ich einen Moment stehen. Ich verspürte plötzlich Lust, mit ihr noch weiter zu plaudern. Vielleicht konnte ich etwas über ihre Familie erfahren.

«Haben Sie Enkelkinder, Frau Doktor?», versuchte ich ein Gespräch anzuknüpfen.

«Enkelkinder? – Enkelkinder? Ach, Sie sprechen von meiner Tochter! – Ja, eine Tochter habe ich wohl noch! Aber Enkelkinder? Nein!»

Sie sagte es derart widerstrebend, dass ich weitere Fragen zu diesem Thema unterliess. Ich fragte sie noch, ob ich des Nachts einige Stunden auf dem Diwan liegen dürfe, der Weg in die Unterkunft sei zu weit und lohne sich nicht wegen zwei Stunden Schlafes. Die Frau war ungehalten über «diese Überforderung der Arbeitskraft eines Mannes» und sagte:

«Auf dem Diwan lässt sich nicht schlafen, nein, das können Sie nicht. Aber gehen Sie doch eine Treppe höher und dann geradeaus. Da werden Sie Betten finden. Die Dienstmädchen schliefen da früher. Freilich, die Betten sind nicht angezogen, aber Decken werden Sie wohl finden.»

«Wie soll ich Ihnen danken, liebe

Frau Waldis? Ich bin in einer Situation, da ich Ihnen nicht einmal Blumen besorgen kann», lächelte ich.

Dies gefiel ihr. Sie runzelte die Stirn über still vergnügten Äuglein. Es sah aus, als wolle sie mir mit dem Finger schelmisch drohen. Plötzlich aber war es, als erlösche ein Funken in ihr – sie wandte sich ab und eilte ohne ein weiteres Wort ins Wohnzimmer.

Wir arbeiteten bis halb zwölf Uhr. Ab und zu dachte ich an die Alte. Sie schien mir etwas närrisch zu sein. Der bronzene Kinderschuh fiel mir ein; ich blickte zu ihm hinüber, vermochte aber vor Müdigkeit keine klaren Gedanken zu fassen.

Um diese Zeit hörten wir ein Stöhnen aus irgendeinem Raum des Hauses. Der Fourier hob gleichzeitig mit mir den Kopf. Wir hörten jedoch nichts mehr und vertieften uns neuerdings in unsere Arbeit. Kurz darauf hörte ich das Stöhnen wieder.

«Das kann nur unsere Frau Doktor sein», sagte ich beunruhigt und lauschte gespannt gegen den Gang hinaus. Der Fourier zuckte nur die Schultern und murmelte etwas wie «närrische alte Frau!». Das Stöhnen wiederholte sich dreimal. Ich ging in den Gang hinaus. Jetzt hörte ich das Wimmern deutlich hinter einer der Türen neben unserm Salon. Ich war beunruhigt und fragte mich, was zu tun sei? Endlich ermannte ich mich, klopfte leise an die betreffende Tür und fragte:

«Frau Doktor, ist Ihnen nicht gut?»

Darauf war es lange Zeit still. Mit einem Male erhob sich das Stöhnen aufs neue.

«Ist Ihnen nicht gut, Frau Doktor?», wiederholte ich meine Frage.

«Wie! – Was! – Ist jemand draussen?», hörte ich die Frau erschreckt rufen, worauf ich sie nochmals fragte, ob ihr nicht gut sei.

«Ist jemand draussen? Wer – wer ist draussen?», hörte ich sie erregt und erschreckt rufen.

«Erinnern Sie sich nicht mehr? Wir arbeiten im Salon. Soldaten! Kann ich Ihnen etwas helfen?»

«Ach so! Das Militär!», hörte ich sie aufatmend sagen, «Nein! Nein! Es ist nichts zu helfen. Kommen Sie bitte nicht herein!»

Ihre letzte Aufforderung klang so flehentlich, dass ich mich mit einer Entschuldigung entfernte. Ich war durch das wunderliche Benehmen der Alten verwirrt und keineswegs überzeugt, dass alles in Ordnung sei.

Nach einer Viertelstunde hörten wir das Stöhnen wieder. Nun war ich sicher, dass die Frau krank geworden sei. In höchster Unruhe ging ich hinaus. Das Stöhnen wurde zusehends stärker und wechselte mit heiser gurgelnden «Oh» und «Ah» Lauten. Wieder klopfte ich an die Tür und fragte:

«Frau Doktor, sind Sie krank? Was kann ich Ihnen helfen?»

«Nein! Nein! Kommen Sie nicht», schrie sie aus dem Zimmer, «Ich bitte Sie: Kommen Sie nicht! Nein! Kommen Sie nicht herein!»

Unschlüssig wandte ich mich ab und schritt langsam unserm Büro zu. Auf halbem Weg drehte ich mich um, ging entschlossen zurück und öffnete kurzerhand die Tür. Ich sah in ein halbdunkles, sehr geräumiges Badezimmer. Einige Schritte von mir weg lag die Alte auf dem Boden. Sie war mit einem Nachthemd bekleidet und versuchte krampfhaft, mit dem linken Arm den Oberkörper aufzurichten. Die Rechte hatte sie hoch erhoben und hielt die gespreizten Finger wie Krallen gegen mich. Ihre Haltung zeugte von einer entsetzlichen Angst vor mir, und blitzschnell stellte ich mir vor, dass sie mich wohl für einen Dieb oder Mörder halten musste. Ich wollte sie beruhigen:

«Frau Doktor, was ist geschehen? Erinnern Sie sich nicht mehr an uns? Wir arbeiten doch in ihrem Salon!»

Dabei war ich zu ihr geeilt und fasste sie bei den Schultern, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein. Im Moment, da ich sie berührte, bäumte sie sich zuckend auf und schrie:

«Nein, nein! Lassen Sie mich! Es ist nichts!»

Die Finger ihrer rechten Hand gru-

ben sich in meinen Arm und wollten mich mit aller Kraft zurückstossen.

«Gehen Sie! Lassen Sie! Es ist nur der Fuss! Es wird schon gehen.»

Also der Fuss, dachte ich, legte alle Rücksicht beiseite, fasste die Alte unter dem Rücken und in den Kniekehlen und trug sie hinüber in das Zimmer, das ich durch eine offenstehende Tür erblickt hatte. Die Frau protestierte heftig und zappelte mit den Beinen, so dass ich ein Lächeln über diese mehr als komische Situation nicht unterdrücken konnte. Das Zimmer war prunkvoll eingerichtet. Zwei Betten standen nebeneinander. Das eine war zum Schlafen hergerichtet und wurde von einem Nachtlämpchen schwach beleuchtet. In dieses Bett legte ich die Frau und wurde mir in diesem Moment bewusst, dass sie leicht wie ein Kind war. Sofort raffte sie hastig die Leintücher zusammen und bedeckte sich bis zu den Augen.

«Gehen Sie! Ich flehe Sie an! Lassen Sie mich! Es ist nur eine leichte Verstauchung.»

«Sollte ich nicht einen Arzt rufen?»

«Den Doktor? Um Gotteswillen nein! Tun Sie das nicht! Ich habe schon keine Schmerzen mehr.»

«Ich arbeite noch drüben. Rufen Sie sofort, wenn Sie etwas benötigen», sagte ich und wurde mir erst jetzt bewusst, wie peinlich es gewesen war, die spindeldürre Frau im Nachthemd hierher zu tragen.

«Ja, ja, gehen Sie! Ich brauche nichts mehr», rief sie neuerdings und blickte mich mit wirren Augen aus dem Kissen heraus an. Immer noch hielt sie die Betttücher krampfhaft über ihren Mund gepresst. Ich sah, dass sie sich masslos fürchtete, weshalb ich mich abwandte, ins Badezimmer zurückging und von da aus auf den Gang und in den Salon.

Der Fourier war unterdessen weggegangen. Ich grübelte über dieses seltsame Haus und dessen Bewohnerin nach. Je mehr ich studierte, desto rätselhafter schien mir alles. Unkonzentriert arbeitete ich an meiner Statistik. Gegen ein Uhr war ich mit dieser Arbeit fertig. Ich fühlte mich zu

müde, um eine neue zu beginnen. Ich legte dem Fourier einen Zettel hin und teilte ihm mit, ich sei im oberen Stock beim Schlafen, ich sei zu müde und würde dafür am Morgen früher aufstehen.

Trotz meiner Müdigkeit schlief ich nicht sofort ein. Fortwährend fragte ich mich, ob ich mich recht verhalten habe oder ob ich nicht doch einen Arzt hätte rufen sollen.

Irgend einmal erwachte ich und hörte wieder mit aller Deutlichkeit vom untern Stock her das Stöhnen. Ich blickte auf die Uhr. Es war halb drei Uhr. Was war zu tun? Hatte sie wirklich nur den Fuss verstaucht, konnte man wohl bis zum Morgen warten und brauchte nicht einen Arzt aus dem Bett zu holen. Je länger und je eindringlicher aber das Stöhnen zu mir herauf drang, desto mehr war ich überzeugt, dass der Frau etwas anderes fehle, ja dass sie sogar ernsthaft erkrankt sei.

Da stand ich auf. Ich ging hinunter ins Parterre zum Telefon. Irgendwo musste sie doch die Nummer ihrer Tochter notiert haben! Auf einem Zettel standen mit Bleistift geschrieben die Namen und die Nummern des Bäckers, der Molkerei und anderer Lieferanten. Dem rechten Blattrand nach aufwärts stand geschrieben «Elisabeth», dabei stand eine Nummer, welche mit der Vornummer auf Bern zu treffen konnte. Ich wählte diese Nummer. Eine Frauenstimme meldete sich, etwas verärgert, wie es sich für diese Nachtzeit gehörte. Ich erklärte lang und breit wer ich sei, wo ich mich befinde und aus welchem Grund ich telefoniere. Erst zuletzt besann ich mich auf die Hauptfrage, ob sie die Tochter der Frau Doktor Waldis sei?

«Ja, ich bin die Tochter», sagte die Stimme ruhig und ohne eine Spur von Besorgnis, «Sie haben recht getan, mich anzurufen. Nach allem, was Sie sagen, glaube ich aber nicht, dass die Sache schlimm steht. Meine Mutter ist etwas eigen. Legen Sie sich nur wieder ruhig schlafen! Ich werde veranlassen, dass sie am Morgen von einem Arzt besucht wird. Ausserdem werde ich

morgen herkommen. Ich werde es aber nicht vor Mittag einrichten können.»

«Besten Dank für Ihren Ratschlag. Sie haben mir eine Sorge abgenommen.»

«Dann ist es ja gut. Gute Nacht!»

«Gute Nacht!»

Langsam stieg ich die Treppe hoch. Ich horchte eine Weile auf das Stöhnen der Alten. Es dünkete mich, die Tochter hätte die Situation zu leicht genommen. Da ich nun wusste, dass sie für «eigen» gehalten wurde, glaubte ich, ich dürfe es wagen, bei ihr einzutreten und ihr vom Besuch der Tochter zu erzählen. Ich klopfte leise und öffnete die Tür einen Spalt breit. Das Lämpchen neben dem Bett brannte noch. Da richtete sich die Frau auch schon mit vor Schreck geweiteten Augen im Bett auf, reckte die Arme und die gichtig verkrümmten Finger gegen mich und schrie:

«Gehen Sie! Gehen Sie augenblicklich!»

«Frau Doktor, beruhigen Sie sich! Ich bringe Ihnen Nachricht von Ihrer Tochter. Sie wird morgen gegen Mittag herkommen. Ausserdem wird am Morgen ein Arzt herkommen und Sie untersuchen.»

«Was! Wie! Ein Arzt? Eine Tochter? Elisa? Will sie den Schuh holen? Ja ja, den Schuh will sie holen. Wo ist er denn gleich, der Schuh? Wir müssen ihn verstecken.»

Sie stiess alles wirr und mit heftigen Armbewegungen hervor.

«Was haben Sie getan, Soldat, dass Sie sie riefen. Ich will allein sterben mit dem Schuh. Ja, holen Sie mir den Schuh, holen Sie ihn sofort, wir werden ihn verstecken, wir müssen ihn wegschaffen, sie tötet ihn ein zweites Mal.»

«Sie meinen den Schuh im Salon», fragte ich aufs äusserste beunruhigt, «sie meinen den Schuh aus Bronze?»

«Holen Sie ihn, ja ja, den eisernen im Salon!»

Ich drehte mich um, verliess das Zimmer und eilte hinüber in den Salon. Ich nahm den Schuh, an dem mir eine geheimnisvolle Tragödie zu haf-

ten schien und trug ihn zur Frau Doktor hinüber. Sie sass immer noch aufrecht im Bett und streckte mir gierig die Hände entgegen. Sie riss mir den Schuh aus den Händen, drückte ihn an sich, warf sich aufs Kissen zurück und zog die Decke wiederum bis zu den Augen hinauf. Etwas beruhigt stammelte sie:

«Mein Gott, sie hätte ihn geholt. Sie wollte ihn immer holen. Sie hat ihn immer gesucht. Sie hätte ihn ein zweites Mal getötet, ja, getötet und ins Wasser geworfen – hätte sie – ja – verstecken.»

Die Frau murmelte weitere unzusammenhängende Worte und wurde allmählich ruhig. Schliesslich hörte sie mit sprechen auf und blickte mich ängstlich und starr aus halb zugekniffenen Augen an. Ich war durch die Vorkommnisse verwirrt und stand da und schaute und horchte bis ich mir der ungewöhnlichen Situation bewusst wurde und vollends nicht wusste was ich tun sollte. Als die Frau schliesslich ruhig dalag und nur noch aus kleinen Äuglein auf mich blickte, zog ich mich ohne ein weiteres Wort zurück. Ich begab mich hinauf ins Zimmer und beschloss, am Morgen zu versuchen, Erkundigungen über diese Doktorsfamilie einzuholen. Vielleicht konnten Nachbarn Auskunft geben.

Später als beabsichtigt erwachte ich aus einem unruhigen Schlaf. Ich ging hinunter. Vor dem Schlafzimmer der Frau Doktor horchte ich eine Weile. Alles war ruhig. Ich setzte mich hinter meine Arbeiten. Um zehn Uhr sollten wir spätestens dieses Haus und den Ort verlassen. Nicht einmal der Fourier liess sich blicken, und ich konnte ungestört bis acht Uhr arbeiten. Hatte sie nun doch ihren Schlaf gefunden! Einmal ging ich wieder hinaus um zu horchen. Nichts war zu hören. Ich ging zurück, von dieser lautlosen Stille auch wieder beunruhigt. Nach zwei Minuten schon stand ich wieder auf, um erneut bei ihrer Türe zu horchen. So stand ich einige Minuten und vermochte nicht den geringsten Laut wahrzunehmen. Plötzlich war ich überzeugt und hatte nicht den gering-

sten Zweifel, dass ein Unglück geschehen sein musste. Ich klopfte. Ich klopfte ein zweites Mal etwas stärker. Nach einer längeren Pause klopfte ich ein drittes Mal. Nichts regte sich. Ich rief:

«Frau Doktor!»

Dann drückte ich die Falle, öffnete leise und blickte ins halbdunkle Zimmer. Die Alte lag zusammengekrümmt seitlich auf der Wolldecke. Die Daunendecke lag am Boden. Ich wusste sofort, dass sie tot war. Da ich es aber nicht für wahr haben wollte und mir einbildete, es könne nicht sein was nicht sein durfte, jetzt, in dieser Nacht, in der wir zufällig in diesem Hause waren, rief ich leise:

«Frau Doktor!»

Ich wusste zwar sofort, dass sie tot war; trotzdem ging ich hin, langsam, um bestätigt zu finden was nicht mehr bestätigt sein musste. Sie lag auf der rechten Seite. Ihre beiden Hände umklammerten krampfhaft den bronzenen Kinderschuh und drückten ihn gegen den Schoss. Lange stand ich wie versteinert und blickte auf diesen toten Leib, der schwächig und knochig die Falten des Nachthemdes formte.

Ich ging hinüber in den Salon. Ich trat in den Erker, wo die Truhe stand. Ich blickte hinaus in den Park mit den alten Bäumen, durch welche jetzt die Sonne auf ungepflegte Kieswege schien. Ich bemerkte erst jetzt den Weiher, der in einiger Entfernung vom Haus am Ende des Parkes lag. Ich hatte ihn gestern nicht gesehen. Das Wasser lag dunkel unter Weiden. Zwischen zwei Sträuchern war ein rundes Beet, in dessen Mitte ein länglicher Stein aufrecht stand. Um den Stein waren Blumen gepflanzt, das einzige Blühende in diesem grossen Park.

So stand ich lange bis es mir einfiel, ich müsse die Tochter benachrichtigen.

Was manche bezweifeln – was viele sich wünschen...

Unsere Fernschule für Persönlichkeitsbildung, Berufs- und Lebensertüchtigung vermittelt jüngeren und erwachsenen Menschen alle jene Werte, die Elternhaus und Schule vielfach nicht zu geben vermögen.

«Wissenschaftlich abgewogen – weltanschaulich klar gerichtet – von hohem Niveau, und doch gut verständlich – lebenspraktisch und auch menschlich ermutigend» – so beurteilen kritische Teilnehmer unseren bekannten Fernkurs. Und sie fügen bei: «Die Teilnahmebedingungen sind sympathisch.»

Poehlmann-Institut, 8036 Zürich
Wuhrstrasse 5, Telefon 051 / 35 14 33

Senden Sie mir bitte kostenlos und unverbindlich in verschlossenem Kuvert Ihre WEGLEITUNG!
Kein Vertreterbesuch!

Name _____

Vorname _____

Adresse _____

